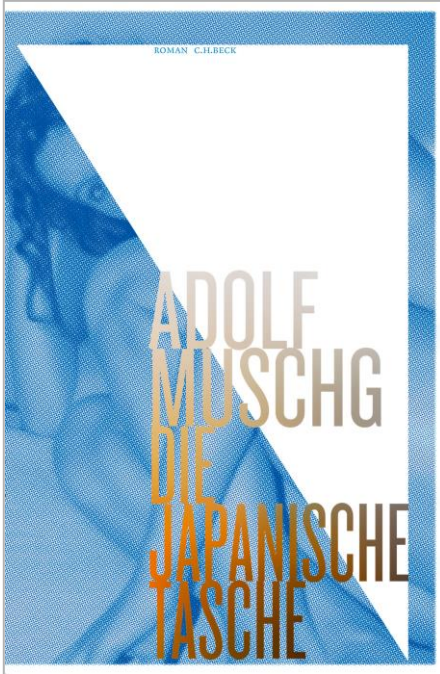


Unverkäufliche Leseprobe



Muschg, Adolf
Die Japanische Tasche
Roman

484 Seiten. Gebunden
ISBN 978-3-406-68201-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14858540>

I *Personenunfall*

Schneider hatte seine Papiersachen im leeren Viererabteil ausgebreitet, als wäre er zuhause.

Die erste Klasse im Triebwagen des «Sprinter» zwischen Ulm und Friedrichshafen war nur von fünf Personen belegt. Im Abteil gleich bei der Führerkabine hatte sich ein älteres Paar niedergelassen; auf der andern Gangseite saß eine Lesende zwischen dreißig und vierzig im meergrünen Kleid mit toupiertter Frisur, die in Ulm in letzter Minute zugestiegen war und ihre Gegenwart mit einem starken Parfüm betonte. Der Mann Schneider gegenüber war ein athletischer Vierziger mit Stirnglatze, im dunklen Anzug mit Krawatte, der halblaut redend sein Notebook befangerte. Dazu wippte er ständig mit dem linken Bein.

Plötzlich der beinharte Schlag gegen den Unterbau des Triebwagens. Achsenbruch? Hätte der Wagen dann nicht einknicken, sich schief legen, *entgleisen* müssen? Aber die Räder blieben in der Spur, bis der Zug vielleicht hundert Meter weiter zum Stehen kam, auf einem Damm im freien Feld.

Schneider hob die Tasche vom Sitz gegenüber und stellte sie zwischen den Beinen ab wie ein Pinguin sein Ei.

Er sah aus dem Zugfenster einen bunt kostümierten Pulk Radfahrer in die Richtung starren, aus welcher der Zug gekommen war. Sie hielten auf dem Weg am Fuß des Damms, dessen Höhe fast diejenige der Bäume gegenüber erreichte. Dahinter öffnete sich der Blick auf eine Ebene mit frisch bestellten Feldern, und in der Ferne, am Fuß bewaldeter Hügel, zeichnete sich eine Siedlung ab mit einem auffälligen, aber undefinierbaren Monumentalbau.

Jetzt knirschte der Lautsprecher. Die Durchsage war kaum zu verstehen und doch unmißverständlich.

Personenunfall. Aufenthalt unbestimmt.

Nach kurzer Stille erhob sich die Dame in Meergrün und wiederholte irritiert: Aufenthalt unbestimmt! Sie nahm die Brille ab, behielt aber das Buch in einer Hand, während sie an die Führerkabine klopfte und sogleich die Klinke drückte. In der Öffnung zeigte sich undeutlich die Gestalt des Lokführers; die Rolläden der Frontscheibe waren heruntergelassen.

Wie lang soll das dauern? Ich habe einen Termin!

Man weiß es nicht, sagte der Mann bewegungslos. – Eine Stunde, zwei.

Kommt ein Bus?

Keine Antwort.

Die Dame schloß die Tür und kehrte zögernd an ihren Platz zurück.

Unmöglich! zischte der Rentner. – Da stirbt ein Mensch –

Die Dame musterte ihn, dann kam sie in Schneiders Abteil.

Mein Handy geht nicht, die Batterie ist leer. – Dürfte ich Ihres leihen?

Ich habe kein Handy, sagte Schneider.

Nehmen Sie meins, sagte der Geschäftsmann und streckte es ihr schon entgegen. Sein Knie wippte weiter.

Vielen Dank, sagte sie, und zu Schneider: Würden Sie bitte ein Auge auf meine Sachen haben? und verließ den Wagen.

Da stirbt ein Mensch! schalt ihr der alte Herr hinterher. Seine Frau nickte. Er klopfte an die Führerkabine und mußte sie selbst öffnen. Der Lokführer telefonierte.

Ich wollte mich für die Dame entschuldigen, sagte der Rentner, auch im Namen meiner Frau. Da stirbt ein Mensch, nicht wahr.

Schon der dritte in einem Monat, sagte der Lokführer.

Wissen diese Menschen eigentlich, was sie den andern antun?
War er noch jung?

Aber der Lokführer sprach nur noch mit seinem Gerät, und der ältere Mann kehrte bebend vor Genugtuung zu seiner Frau zurück.

Die Radfahrergruppe unter dem Damm hatte zu disputieren begonnen. Es waren Senioren beiderlei Geschlechts in kurzen Hosen und mit Helm. Einer schickte sich an, dem Zug entlang nach hinten zu fahren, aber seine Kollegen hielten ihn zurück. Dann sah man in der Ferne ein Blaulicht zucken.

Er wird natürlich abgelöst, sagte der ältere Herr. – Und man kann nicht einmal die Fenster öffnen!

Ist wohl besser so, sagte die Frau.

Aber stell dir vor, wie das bei einer Panik wäre!

Aus der zweiten Klasse kamen Leute nach vorn und spähten durch die Fenster. – Er liegt weiter hinten, erklärte der Rentner. – Der Polizeiwagen war bis zum Bahndamm vorgerückt, wo ein Beamter ausstieg, und fuhr langsam auf dem Gehweg außer Sicht. Inzwischen hatte sich das Feld draußen mit Menschen belebt; Fußgänger strebten der Stelle zu, wo offensichtlich etwas zu sehen war. Eine Gruppe Spaziergänger sammelte sich vor dem Beamten, der den Fußweg sperrte, während sich weitere Fahrzeuge näherten. Ein Dienstwagen der Bahn ließ Personal in schockfarbenen Westen aussteigen; eine Ambulanz fuhr am Zug entlang nach hinten.

Spurensicherung, wenn da noch etwas übrig ist, sagte der Rentner. – Die Feuerwehr kommt auch noch, mit Garantie.

Nach einer Weile kehrte die stark duftende Dame wieder und gab dem Geschäftsmann das Handy zurück. Ihr Angebot, zu bezahlen, winkte er ab. Sie blieb bei Schneider stehen.

Hätten Sie noch einen Platz frei?

Er hatte kaum Bitte! gesagt, da suchte sie schon ihre Sieben-sachen zusammen; dabei erhaschte er den Titel ihres Buches: «Moby Dick».

Sitzen Sie lieber vorwärts?

Solang wir stehen, kommt es nicht darauf an.

Schneider.

Wie meinen Sie?

Schneider, mein Name.

Iris, Iris Duß. Wie dußlig.

Das Wort kenne ich nicht, ich bin Schweizer.

Das hört man, wenn Sie erlauben.

Und wenn nicht?

Sie lachte. – Ich habe Sie schon früher bemerkt, *wenn Sie erlauben*. Darf ich fragen, was Sie lesen?

Ein Gedicht.

Keine Scham! erklang es in ihrem Rücken.

Darauf begann es im Lautsprecher zu pfeifen, nicht laut, doch durchdringend. Männer in grellen Westen kämpften sich durch das Gestrüpp den Bahndamm hinauf. Einige gingen am Schienenstrang entlang weiter, andere erstiegen die Treppe zum Führerstand. Solange der Einstieg offenstand, piff der Alarm und widerstand jedem Versuch, ihn abzustellen. Jetzt wurde der Lokführer, ein blasser, eher kleiner Mann mit Bart, von zwei Schutzleuten aus der Kabine geleitet, durch den ganzen Zug nach hinten und nach einer Weile wieder zurück. Er sah aus wie ein armer Sünder, aber die Gesten seiner Begleiter waren fürsorglich.

Als er wieder in seiner Kabine verschwunden war, stellte sich ein Funktionär in Zivil davor, um mitzuteilen, daß leider kein Schienenersatzfahrzeug zur Verfügung stehe, «aus technischen Gründen». Man müsse mit einem längeren Aufenthalt rechnen. Die Fahrgäste wurden um Verständnis gebeten, wenn die Türen verschlossen blieben. Die Bahn werde aber die Fahrtkosten vergüten, wenn man sich beim Service-Point des nächsten Bahnhofs melde, unter Vorweisung eines gestempelten Scheins, der gleich verteilt werde, ebenso Erfri-schungen, kostenfrei.

Unterdessen hatte sich unter dem Bahndamm ein ganzer Fuhrpark gesammelt. An einer etwas entfernten Kreuzung wies ein Verkehrsposten weiteren Zulauf ab. Dazu ging die Prozession von Personal im Innern des Zugs in beiden Richtungen weiter, und der Pfeifton meldete sich unregelmäßig.

Der Ausnahmezustand hatte die Atmosphäre gelockert. Wer nicht ins Handy sprach, unterhielt sich mit Nachbarn und teilte Entrüstung oder Bedauern, wobei letzteres einhellig dem Lokführer galt. Der Rentner widmete sich jetzt seinem Imbiß, einem «Strammen Max».

Darf ich? fragte Iris Duß, setzte die Brille auf und begann halblaut zu lesen:

*This ecstasy doth unperplex
(We said) and tell us what we love;
We see by this, it was not sex;
We see, we saw not, what did move*

Sie blickte über den Rand der Brille. – Eigentlich kann ich Englisch, aber ich verstehe kein Wort.

Wie geht es Ihnen? fragte ein breiter junger Mann mit gelber Weste, der im Mittelgang stehengeblieben war, mit einem düsteren Lächeln.

Warum fragen Sie so etwas? wollte Iris wissen.

Das frage ich alle.

Und wenn es uns nicht gutgeht, was dann?

Dann kommt Hilfe.

In diesem Augenblick schwebte ein Hubschrauber mit Geknatter ein und ließ sich auf der nahen Wiese nieder. Die Rotoren ließen vorjähriges Laub gegen die Fenster stieben, und als der Lärm verstummt war, hörte man die Stimme des jungen Mannes schon aus dem nächsten Wagen: Geht es Ihnen gut?

Es ist ein schwieriges Gedicht, sagte Schneider. John Donne, siebzehntes Jahrhundert.

Sie sah ihn groß an. – *It was not sex.* – Was dann?

Das Paar versucht, sich von seinem Körper zu verabschieden.

Und was dann?

Offenbar wollen sie mal Ruhe, aber dann kehren sie doch in ihre Körper zurück. Jedenfalls für das Auge des Betrachters.

Ein Voyeur? fragte sie. – Wo kommt der her?

Den hat Donne dazugedichtet, damit jemand sehen kann, was Mann und Frau nicht mehr sehen.

Sie las den Schluß des Gedichts, akzentfrei und *very british*.

*And if some lover, such as we,
Have heard this dialogue of one,
Let him still mark us, he shall see
Small change when we're to bodies gone.*

Bodies sind Leichen, sagte sie halblaut.

Auch lebendige Körper. Das Ganze ist ein Paradox. *A dialogue of one.*

Man hatte sich im Nachbarabteil kein Wort entgehen lassen.

Die kennen wirklich gar nichts.

Iris drehte sich nach dem Paar um. – Wie recht Sie haben. Wir kennen wirklich gar nichts.

Jetzt hörte man drüben nur noch feindliches Papier rascheln. Iris wandte sich dem Geschäftsmann zu. – Kann man etwas für Ihr Knie tun?

Er war in einer andern Sphäre beschäftigt und streckte ihr wieder sein Handy hin.

KÖNNTEN SIE MAL IHR BEIN STILLHALTEN!

Aha! lächelte er, sehr gut. – Begann wieder halblaut Zahlen abzufragen, und sein linkes Bein wippte heftiger als je.

Er merkt es selbst nicht, sagte Schneider. – Sie tragen ein interessantes Parfüm.

Nicht alle können es riechen. Und Sie?

Ich bin kein Mann der Nase.

Sie sind ein Mann des Wortes. Unterrichten Sie? Literatur?

Ich bin Historiker.

Ach! Und ich arbeite in der Geschäftsführung des VHD. Des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands.

Sie sind selbst vom Fach?

Nur hereingeschmeckt. Aber jetzt mit einem Herrn vom Präsidium verabredet, in Friedrichshafen, Paul Niethammer. Wir bereiten den nächsten Historikertag vor. Haben Sie seinen Artikel in der ZEIT gelesen? «Das Konzil zu Konstanz»?

Inzwischen wurde die erste Klasse von Fahrgästen aus andern Wagen überlaufen. Eine junge Familie machte vor dem Viererabteil halt, der ältere Junge tüpfelte bereits dicht neben Iris auf seinem Handy, der kleinere quengelte am Bein des Vaters. Das ist jetzt wie im Wilden Westen, sagte der Vater. – Wenn Indianer den Zug überfallen. Dann werden an alle Passagiere Gewehre verteilt. – Ich will nach Hause! greinte das Kind. – Und ich will einen Mac!

Hier ist erste Klasse, sagte Iris Duß, und wir führen ein Gespräch. Ist Ihnen klar, daß Sie stören? – Jetzt trat die junge Mutter in Aktion. – Und der *Personenunfall* stört Sie wohl nicht? Erste Klasse! Komm, Florian, hier stinkt's, sagte sie und ergriff ihren Mann am Arm. Der kleinere Junge wurde mitgeschleift, aber der größere blieb neben Iris hängen und fuhr zu *gamen* fort. – Deine liebe Mami hat gerufen, hast du nicht gehört? fuhr sie ihn an, worauf er wortlos vom Polster rutschte und traumwandlerisch weiterging. Auf dem Platz, den Iris geräumt hatte, saß jetzt der Lokführer mit leerem Blick.

Ich lese in Münsterburg, Schweizer Geschichte.

Münsterburg! sagte Iris Duß, da war ich auch zwei Jahre, bei Heuer. Ich war sein Sekretariat. Wir sollten uns begegnet sein.

Er hat mich habilitiert, aber das war wohl vor Ihrer Zeit. Und ich habe wenig Verkehr.

Eine schöne Tasche haben Sie, sagte sie nach einer Pause. – *Made in China?*

In Japan. Meine Frau hat sie in Kyoto gekauft, bei einem kleinen Handwerksbetrieb. Er stellt nichts anderes her.

Sie sind verheiratet.

Ich war es einmal.

Entschuldigen Sie mich einen Augenblick? Und passen so lange auf meine Sachen auf?

Sie verschwand, aber ihr Parfum verweilte. Unterdessen waren dem Helikopter drei Männer entstieg, doch standen sie einstweilen untätig. Dafür hatten sich die Fahrzeuge vermehrt. Dienstlich gekleidete Männer stapften den Damm auf und nieder, die Gänge durch den Zug rissen nicht ab. Der Aufenthalt dauerte nun schon bald eine Stunde. Der Lokführer saß wieder regungslos, der Rentner schnarchte, der Geschäftsmann murmelte und ließ das Bein wippen.

Als Iris wieder eintrat, duftete sie nicht mehr durchdringend, oder er hatte sich daran gewöhnt.

Sie reisen dienstlich? fragte sie.

Ich war in Berlin. Mein Freund und ich tauschen die Wohnung, vielleicht zweimal im Jahr.

Berlin! Könnte ich da leben, ich ginge gar nicht mehr weg. Warum fliegen Sie nicht?

Ich steige gern irgendwo aus, spontan. Im Flugzeug ist das schwierig.

Aber es ist billiger.

Daran gewöhne ich mich nicht.

Arbeiten Sie auch für die Industrie?

Wie kommen Sie darauf?

Die besten Historiker gehen in die Industrie, sagt Heuer. Man braucht eine gute Geschichte, um gut zu verkaufen, und dafür muß

man sie auch noch gut erzählen. Die akademischen Historiker erzählen die bekannte Geschichte ein wenig anders. Die wahren Historiker erzählen eine *andere Geschichte*. Darf ich fragen, wo Sie spontan ausgestiegen sind?

In Oberelchingen.

Aber da hält kein ICE.

Man muß in Ulm umsteigen, in die Regionalbahn.

Das lohnt sich ja kaum. Zehn Minuten!

Elf, sagte er. – Sie kennen sich aus.

Was gibt es in Oberelchingen? Rapsfelder, so weit das Auge reicht.

Darunter liegt ein europäisches Schlachtfeld. Ein französischer General wurde *Duc d'Elchingen* und ruht zu Paris im Friedhof *Père Lachaise. Maréchal Ney*.

Und warum lassen Sie ihn nicht ruhen?

Ich sammle Gründer der Schweiz, die eine *andere* Geschichte erzählen.

Hier kommt der Zugführer.

Es war der zivil gekleidete Mann mit DB-Plakette am Revers, der Entschädigungsgutscheine verteilte. Deswegen gab es bei dem Rentnerpaar einen Disput. Es wurde zur Geburtstagsfeier eines Neffen in Überlingen erwartet und hatte den besten Teil schon versäumt. Wie wollte die Bahn das ersetzen! Und jetzt noch Umstände mit dem Gutschein – da würde man auch die nächste Verbindung verpassen. Wußte denn nicht einmal ein Zugführer, wie lange das hier noch dauern sollte? Diesen Hubschrauber bezahlen wir mit unserem Steuergeld, er tut gar nichts, und Sie wollen sich mit einem Gutschein loskaufen!

Natürlich nahm ihn der Rentner am Ende doch, denn zu *profitieren* brauchte die Bahn nicht auch noch. Der Geschäftsmann legte das Papier gleich weg, Frau Duß und Schneider verzichteten.

Der Mann verdient Härtezulage, sagte Schneider.

Und wie war das nun mit dem *Duc d'Elchingen*?

Er hat einmal die alte Schweiz erobert und die Kantone abgeschafft –

Als Schneider vom Leben des saarländischen Böttcherssohns zu berichten anfang, beschlich ihn das Gefühl, er gebe zuviel seines eigenen preis, und ebendarauf habe es Iris Duß angelegt.

Ney deckte den Rückzug der *Grande Armée* aus Rußland. In einem ostpreußischen Wirtshaus erklärte er, von der Nachhut sei nur noch ein einziger Mann geblieben, er selbst.

Dann hat er doch die Schweizer kommandiert, beim Übergang über die Beresina. *Unser Leben gleicht der Reise eines Wandrers in der Nacht*, sang sie leise, doch taktfest und ohne eine Spur von Spott. – Heuer fand, das Beresina-Lied hätte die Schweizer Nationalhymne werden müssen. *Jeder hat auf seinem Gleise / etwas, was ihm Kummer macht.*

Würde besser zur Deutschen Bundesbahn passen.

Es paßt zu jedem Menschen, entschied Iris Duß bestimmt. – Ney hätte mit seinen Schweizern fallen müssen. Aber das ist wohl nicht die Art der Marschälle.

Das hob er sich für später auf, sagte Schneider. – Nach Waterloo ging der Kaiser nach St. Helena, und Ney stellte man an die Wand.

Das ist ein Charakter, der Sie interessiert.

Wie benimmt sich jemand, wenn er von allen guten Geistern verlassen ist, sagte Schneider. – Ja, das interessiert mich.

Da lehnte sich der Geschäftsmann aus seinem Sitz herüber. – Das gibt es nicht, sagte er mit sanfter Stimme, *niemand* ist von allen guten Geistern verlassen.

Ich danke Ihnen, sagte Schneider.

Danken Sie Jesus.

Danach trat längere Stille ein, und das Knie wippte unverdrossen weiter.

Sie lesen Melville? fragte Schneider, »Moby Dick«?

Mögen Sie ihn?

Walfang, das ist mir zu groß. Ich mag *Bartleby*, den kleinen Buchhalter. *I would prefer not to*. Unscheinbar, unbeugsam. Woher kennen Sie Oberelchingen?

Ich bin in Langenau aufgewachsen, das ist da gleich um die Ecke. Ein Zentrum frühalemannischer Pferdebestattung, Hauptsitz eines bedeutenden Schrotthandels. Und Standort einer Stadtbücherei, die den Kulturbedarf von 14 000 Seelen bedient. Da habe ich als sehr junge Frau Bücher etikettiert, für mein erstes Taschengeld.

Eigentlich wollte ich nur mal in einem Romantik-Hotel übernachten, sagte Schneider.

Dann waren Sie im «Adler» zu Rammingen.

Den kennen Sie auch.

Da ist mir Wal Bender begegnet, ein Gott. Er las in der Stadtbücherei, damals noch für dreihundert Mark. Aber es hieß, schon während er lese, halte er Umschau unter den Töchtern des Landes, und dann lese er nur noch für Eine. Und wenn sie vor Lampenfieber sterben wollte, nahm er sie aufs Zimmer, um sie zu trösten. Ich wußte, was das Zimmer kostete, denn ich hatte es für ihn reserviert. Am Ende wagte ich nicht zu gestehen, daß ich keinen Hausschlüssel hatte. Ich war noch nie eine ganze Nacht weg gewesen, und so wurde es fast meine letzte in Langenau. Ich jobbte in der Schweiz, Hotel-service, bis mir der nächste Gott erschien, Heuer.

Und da erscheint der neue Lokführer, sagte Schneider.

Es war ein fast kahler, aber wetterfest aussehender Mann, der sich jetzt in der offenstehenden Führerkabine umtat. Und dann sah man seinen schwächtigen Vorgänger draußen von der Lokomotive steigen. Ein Mann in schockfarbener Weste versuchte eine Wolledecke um seine Schultern zu legen. Sie fiel wieder ab, er mußte ihr nachlaufen, während der andere mit großen Sprüngen den Fahrweg erreichte. Da fing ihn der Fahrer einer Limousine auf und komplimentierte ihn in den Rücksitz.

Hoffentlich kommt er jetzt in kein leeres Haus, sagte Iris Duß. – Er hätte mich mitnehmen können. Es wäre meine letzte Chance.

Die Feuerwehr war noch nicht da, sagte der Rentner über seine Schulter.

Wozu braucht man die Feuerwehr? fragte sie.

Zum Abspritzen der Wagen. Wenn sie die *sterblichen Reste* gesammelt haben.

Auch in der ersten Klasse begann sich Entspannung auszubreiten. – Wie in der Kutschenzeit, sagte Schneider. – Wildfremde Leute kommen ins Gespräch.

Inzwischen reden die Leute nur noch mit dem Handy, bemerkte die Rentnerin.

Haben Sie Bender wiedergesehen? fragte Schneider.

Nur wiedergelesen. Ich war gespannt, ob ich vorkomme.

Der neue Lokführer schritt langsam durch den Wagen, mit prüfendem Blick. Er war schon an Iris Duß vorbei, als sie laut sagte: Nein, es geht mir nicht gut.

Er wandte sich um. – Was kann ich für Sie tun?

Weiterfahren.

Es kann sich nur noch um Stunden handeln.

Sie sind ein Scherzbold, ja?

An Ihrer Stelle wäre ich froh, überhaupt anzukommen.

Terrorist! zischte sie ihm hinterher, müssen alle Leute zu spät kommen, nur weil irgendein Idiot sein Leben nicht auf die Reihe gekriegt hat?

Da haben Sie recht, sagte der Geschäftsmann. – Selbstmord ist ein Verbrechen, sogar im Koran.

Aha. – Toll, daß Sie noch irgend etwas wahrnehmen.

Gott hört alles, und für mein Knie kann ich nichts. Das Tremolo ist angeboren.

Wenn es ein Tremolo ist, dann sieht man das natürlich gleich anders.

Danke, sagte der Mann und vertiefte sich wieder in seinen Bildschirm.

Und jetzt? fragte Iris Duß, gibt es keine Frau in Ihrem Leben?

Ich packe meine Tasche selbst.

Das heißt, Sie leben allein.

In der gleichen Wohnung. Über dreißig Jahre.

Seit Ihrer Studentenzeit?

In einem Atelier. Und bin immer noch kein Künstler.

Wie kamen Sie da hin?

Durch eine gute Tat. Unsere WG wurde abgerissen, ich brauchte wieder eine Bleibe. Und in einer Vorlesung Schwanks – man nannte sie das Dienstags-Hochamt, denn er war damals ein Papst der Germanistik – kam ich neben einer älteren Dame zu sitzen, die bei einem Goethe-Zitat ohnmächtig wurde. Ich half ihr aus dem Saal und nach Hause – da stand das Bildhauer-Atelier ihres verstorbenen Bruders leer, und ich durfte gleich einziehen.

Und dieser Dame haben Sie dreißig Jahre die Treue gehalten?

Mit einer Unterbrechung. – Schneider verstummte, denn plötzlich verlangte seine Blase ganz dringend nach Entlastung. – Wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen?

Einen *Augenblick*? Es gibt nur *eine* Toilette im ganzen Zug, sie ist ein Stall, und die Schlange entsprechend. Nehmen Sie etwas zu lesen mit. Hier, das ist Barbarossas Kommentar zum Historikerkongreß.

Barbarossa?

Herr Professor Paul Niethammer. Mein Termin, den ich grade verpasse. – Sie hatte einen kleingefalteten Zeitungsartikel aus der Tasche gekramt. – Papier auf der Toilette schadet nie.

Er nahm seine Reisetasche auf.

Lassen Sie nur da, ich hüte sie schon.

Pardon, aber die nehme ich immer mit. – Ein Aberglaube.

Was war das für ein Zitat, bei dem Ihre Dame in Ohnmacht fiel?

Er sagte rasch: «Sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte», und war schon auf der Flucht.

Aber sie führte nicht weit. Jeder freie Platz wurde als Treffpunkt und Spielplatz in Anspruch genommen. Im stehenden Zug herrschte Freizeitbetrieb, es wurde gemalt, gegamet, gepicknickt, und Bässe zirpten vernehmlich durch aufgesetzte Kopfhörer. Erst im übernächsten Wagen hatte er sich zu einer Toilettentür durchgekämpft, und als er versuchsweise die Klinke drückte – die Anzeige schien nicht eindeutig –, ging sie nicht auf. Dafür hörte er hinter sich eine barsche Frauenstimme: *Wir warten alle.*

Er trat zurück, aber im vollen Gang war kein Anfang der Schlange auszumachen; schließlich nützte er eine scheinbare Lücke dazu, sich einzureihen. Ist es so dringend? fragte die Wartende hinter ihm. Vor ihm standen jetzt noch sechs Personen, nur einer männlich. Er zog den Artikel aus der Tasche und versuchte zu lesen, mußte das Blatt aber wieder falten; das Format war zu ausladend.

Schon über zehn Minuten, sagte die Matrone in seinem Rücken. – Dabei ist ein *Herr* drin.

Man drehte sich um, mit Zeichen des Unwillens. In einer Toilettenschlange, die wartet, gehört sich kein Gespräch. Neuzugänge machten regelmäßig denselben Fehler wie Schneider. – Können Sie gar nicht mehr warten? – *Wir* sind die Schlange! – Jetzt wissen Sie einmal, was für Damen normal ist. – Nächstes Mal nehmen wir Windeln mit. – Ist da wirklich noch einer drin? – Ein *alter* Mann. – Dann zählt er die Tropfen. – Nein, er ist tot.

In diesem Augenblick entriegelte sich die Tür, und ein älterer Mann kam heraus, der Schneider grüßte und nach hinten ging; Schneider fühlte einen Stich. Er hätte ihn kennen müssen. Aber jetzt erhielt er einen Puff gegen die Schulter. Er war an der Reihe.

Beeilen Sie sich, sagte die Dame hinter ihm. – Ich kann nicht mehr.

Dann gehen Sie vor.

Als er soweit war, betrat er einen Ort in unbeschreiblichem Zustand, der nur noch die Not seiner Benützer verriet. Schneider starrte in das schmutzigste Loch seines Lebens, und sein Wasser stockte. Ein urologischer Notfall in einem Zug, der an einem Selbstmörder gestrandet war! Und draußen die Schlange. In diesem Augenblick fiel ihm ein, wer der grüßende Vorgänger gewesen war.

Sorgsam faltete er den Zeitungsausschnitt auseinander, in der Hoffnung, sich beim Lesen zu entkrampfen.

Der Verband der deutschen Historiker (VDH) hat gerade eine beunruhigende Entdeckung gemacht: er hat selbst keine Geschichte! Liegt es daran, daß er sie nicht kennt – oder kennt er sie nur zu gut? Im Leben einer Person wäre die Psychoanalyse für den Fall zuständig; dort nennt man ihn: Verdrängung. Nun darf man der Geschichtswissenschaft nicht mehr vorwerfen, daß sie die Geschichte, namentlich die deutsche, verdränge – im Gegenteil, sie hat sich um ihre Aufklärung bemüht, auch wenn sie das tiefste Dunkel nicht lichten kann und auch nicht will. Es stehenzulassen, seiner Trivialisierung zu widerstehen, ist sogar etwas wie Ehrensache der Zunft geworden. Aber warum ist die Erforschung ihrer eigenen Geschichte eine Leerstelle geblieben – ein blinder Fleck?

Und siehe, der *blinde Fleck* in Rotbarts Artikel löste die Sperre; je geringer die Erwartung, desto gewisser die Erfüllung.

Verlassen Sie diesen Ort in dem Zustand, in dem Sie ihn vorzufinden wünschen.

Der kategorische Imperativ einer öffentlichen Toilette. Jetzt hatte Schneider seinen Teil dazu beigetragen, daß er sie nie wieder zu betreten wünschte. Er hütete sich wohl, die vergleichsweise sauberen Hände jetzt noch mit diesem Waschbecken zu besudeln. Es hätte zum Abtrocknen auch gar kein Papier mehr gegeben. Dasjenige der ZEIT nützte er dazu, den Riegel zu drehen, ohne ihn direkt anzufassen. Die nächste Dame drängte schon an ihm vorbei.

Doch als er glücklich aus der Tür war, stand er still. Zurück zu

Frau Duß? Aber auf die Gegenseite war Petermann verschwunden. Und natürlich mußte er ihn, einmal erkannt, begrüßen. Blick den Dingen ins Auge, Schneider. Fuß vor Fuß arbeitete er sich durch das Gedränge bis zum hintersten Wagen und bekam den Arzt auch da nicht zu Gesicht; wie konnte er sich in Luft aufgelöst haben? Doch insgeheim war er erleichtert; er hatte das Seine getan.

Am hintersten Zugfenster drängten sich die Gaffer. Er setzte sich mit dem Rücken dazu auf einen freien Platz, nachdem er ihn von Krümeln gesäubert hatte, und überließ sich einer Art Bewußtlosigkeit. Der Schlag! Er hätte nicht gedacht, daß ein Menschenkörper so hart sein könnte. Schon der Dritte in einem Monat. Der Lokführer hatte getötet und konnte nichts dafür. Gewiß war in seinem ganzen Leben nicht so teilnehmend von ihm geredet worden.

Doch der Gedanke an Petermann meldete sich hartnäckig zurück. Als sie bei einem Dozentenessen am gleichen Tisch saßen, hatte er Schneider als «Herr Kollege» angeredet. Dabei war er damals Chef der Inneren Medizin, des größten Betriebs der Universität. Nach seiner Emeritierung tat er sich wieder als gewöhnlicher Arzt auf, in Praxisgemeinschaft mit einem ehemaligen Studenten, der auf Urologie spezialisiert war. Und für Männer über fünfzig waren regelmäßige Kontrollen obligatorisch.

Damals hatte ihn Petermann nach Tisch auf LouAnne angesprochen; sie waren damals frisch verheiratet. Als Klinikdirektor war Petermann Vertrauensarzt der Familie Schädler gewesen, er hatte die Brautleute untersucht und LouAnne Ehefähigkeit attestiert. Jetzt erkundigte er sich – mit Wärme – nach ihrer Tätigkeit bei den Architekten und lobte ihre Zeichnungen. Er ließ nicht unerwähnt, daß er mehrere erworben hatte, und wirklich hing eine davon in seinem Wartezimmer. Zwei feingestrichelte Pinguine drängten sich im Wintersturm aneinander, und man meinte die Füße behutsam treten zu sehen, die das Gelege unter einem Vorhang von Flaum verschwinden ließen.

Draußen zischte es jetzt so laut, als nähere sich eine Dampfmaschine. Ein junges Paar war in den Waggon eingetreten; als es die Aussichtsplattform besetzt fand, stand es unschlüssig und begnügte sich mit dem Fenster, an dem Schneider saß. Als die junge Frau Ausschau hielt, drückte sie ihm sorglos den Hintern ins Gesicht.

Das ist das Kloster Weingarten, sagte der Mann, da waren wir drin. Du hast es nicht erkannt, weil es eingerüstet ist.

Das war vor einem Jahr. Es kann nicht ewig eingerüstet sein.

Vielleicht ist es jetzt Kunst.

Pardon, sagte Schneider und stand auf.

Im Lautsprecher war die Stimme des neuen Lokführers zu hören. Der Abfahrt stehe bald nichts mehr im Wege. Allerdings werde man an zwei Stationen unplanmäßig halten, um gestrandete Passagiere aufzunehmen. Inzwischen seien auch die versprochenen Erfrischungen bereit.

Fast augenblicklich räumte das Unfallpublikum seinen Beobachtungsposten und drängte an Schneider vorbei zurück, in die Richtung, wo es die Verpflegung vermutete. Man wollte zur Stelle sein, bevor sich Neuzusteiger bedienten. Aber der Zug stand noch immer, obwohl das Personal draußen offensichtlich die Abfahrt erwartete. Betrieb herrschte nur noch um den Feuerwehrgagen, von dem sich Schläuche auf den Bahndamm hinaufzogen wie für eine Infusion.

Und plötzlich brach die Hölle los. Die Scheiben des Abteils verdunkelten sich, und ein Wasserstrahl bestrich das Glas mit solchem Lärm, daß man sich duckte. Man saß wie im Tropensturm, während die Strähnen aufwärts jagten; allmählich wanderte der Hexentanz zum Rückfenster des Zugs und beschlug es mit Wasserstürzen. Die Zurufe draußen klangen von weit her – und plötzlich war Stille. Frisch gebadet stand der Zug auf offener Strecke; in diesem Augenblick brach Sonnenlicht hervor, Myriaden Tropfen glitzerten hinter dem Glas und schienen fast im Zusehen aufzutrocknen, bis auf einzelne zitternde Perlschnüre.

Ein Ruck ging durch den Wagen. Die Schläuche fielen ab wie Stützen beim Stapellauf, und als die Räder zögernd Fahrt aufnahmen, öffnete sich der Blick auf eine ganze Flotte von Dienstfahrzeugen und ein Heer von Hilfspersonal und Zuschauern. Auch der Helikopter stand immer noch auf offener Wiese. Allmählich blieb die Szene zurück und begann mit der Landschaft zusammenzufließen, bis auch der letzte Tupfer Schockfarbe verschwunden war. Langsam steigerte sich der Takt der Räder und mündete schließlich in das vertraute Fahrgeräusch.

Schneider, die Tasche am Schulterriemen, begann seinen nächsten Hindernislauf. Denn in der zweiten Klasse massierten sich die belagerten Futterstellen; niemand war bereit zu weichen. Bewegung entstand erst, als sich die Fahrt verlangsamte; da galt es wieder, seinen Sitzplatz zu verteidigen. Als Schneider die erste Klasse erreichte, war sie fast leer. Iris war nicht mehr da.

Der Geschäftsmann lieferte, Chips kauend, die Erklärung, und das Rentnerpaar sekundierte. Die Dame habe «Hilfe gebraucht», für ihr erschöpftes Handy war wieder sein geladenes eingesprungen, und sie habe es nicht hergegeben, bis sie in Weingarten ein Taxi geordert habe. Wohin? An die Unfallstelle! Zum Bahndamm! Wo das sei? – Wo ist das hier? habe die Dame im Kreise herum gefragt, und natürlich wußte es niemand, sie waren ja alle zum ersten Mal hier. Als sie dem Geschäftsmann das Handy wieder hinwarf, war sie ganz aus dem Häuschen, er hieß übrigens Spengler, die Rentner waren Herr und Frau Backhaus. Die Szene hatte die Herrschaften miteinander bekannt gemacht, und Herr Spengler hatte Iris Fuß vorgeschlagen, mit ihm zu *beten*. Er gab sich als Presbyter einer Pfingstgemeinschaft zu erkennen, worauf sie sich nicht geniert habe, ihm einen Tritt zu versetzen, an sein *verdammtes* Bein. Sie hatte aber die Schuhe ausgezogen, begütigte Frau Backhaus, und Herr Spengler habe zwar nicht das andere Bein zum Treten hingehalten, aber trotzdem für sie gebetet, und siehe, da sei wirklich ein Taxi aufgetaucht

und durch alle Sperren gekommen. Die *Dame* habe schon mit Sack und Pack beim Lokführer vorne gestanden, natürlich ohne sich zu verabschieden.

Sie hätte auch gleich in die Ambulanz steigen können, sagte Herr Backhaus, geradewegs zur Psychiatrie, aber dort hätte man sie behalten, und sie hätte nie mehr einen Kongreß eröffnet. – Und was das Beste war: jetzt kam der Zug früher in Friedrichshafen an als sie, und dafür zahlte sie sechzig Euro, mindestens!

Sehen Sie, wandte sich Frau Backhaus zu Schneider, Reisebekanntschaften sind auch nicht mehr, was sie waren!

2 *Atelier*

Das Schweizer Ufer ertrank in Dämmerung, während die Alpsteinkette einen unirdischen Umriss in den Himmel zeichnete. Schneider hatte sich auf dem fast leeren Oberdeck der Fähre in einen Massagesessel gesetzt und sich für ein Zweieurostück den Rücken abgreifen lassen wie mit einer geballten Faust. Dabei waren ihm Tränen gekommen. Den Anschluß in Romanshorn hatte er im Trab erreicht, die erste Klasse nach Münsterburg, in die er keuchend einstieg, war auffallend still; er war in ein Ruheabteil geraten. Er nahm die Tasche auf die Knie, umfing sie mit beiden Armen und schloß die Augen.

Du hast mein Kind getötet.

Er war erst am Stillstand des Zugs erwacht, hatte sich beeilt, hinauszukommen, und ließ sich von der Rolltreppe in die Haupthalle schleppen: die Uhr beim Treffpunkt zeigte halb zehn. Am Stand kaufte er einen Imbiß, aus Pflichtgefühl, die Tasche behielt er zwischen den Füßen; die jungen Männer, die um den Treffpunkt lungerten, wirkten nicht vertrauenswürdig.

Die paar Gehminuten von der Endstation der Straßenbahn zum «Auerhahn» kamen ihm gerade recht, um in der Nachtfrische durchzuatmen. Die Hochwildjagd, an welche der alte Flurnamen erinnerte, war einem Wohnviertel gewichen, das um die vorige Jahrhundertwende gebaut worden war, aber seine Lage, auf zwei Seiten von Wald umgeben, behielt immer noch etwas Verwünschenes. Wo der Asphalt in Naturbelag überging, stand ein Holunder, der Schneider bisher nicht aufgefallen war, in unzeitiger Blüte; die Dolden leuchteten im Schein der letzten Straßenlaterne. Auch einige Fenster der Villa waren hell.

Aber das war das Sparlicht mit automatischer Zeitschaltung.

Ein Wunder, daß das Haus bisher von Einbrüchen verschont geblieben war; es wirkte verletzlich mit seinen Vorsprüngen, zu vielen Fenstern und der weiß gewordenen Giebeldekoration. Aber von einem akustischen Alarm hatte Elinor nichts hören wollen, und Bewegungsmelder fand sie indiskret. Schließlich hatte sie eine Anlage installieren lassen, welche Lampen unregelmäßig an- und abschaltete und die Anwesenheit mehrerer Personen im Haus vortäuschte. Auch das betrachtete sie als stillos. Da würden Zimmer hell, die sie nie mehr betrete, Opas Büro im ersten Stock, der Ausguck, in dem immer noch sein vermummtes Fernrohr stand, oder das Schlafzimmer, in der Tante Alice bei ihm gewacht hatte. Plötzlich gehe um drei Uhr früh Licht an, als würde darin immer weiter gestorben.

Gerade war es im Dachzimmer angesprungen, wo Guy unterzukommen pflegte, und im Erker der Beletage, Elinors «Glashaus»; man konnte von weitem die Regale der Bibliothek erkennen, die gedrängte Reihe der Goethe-Ausgabe, die ihr Vater noch eigenhändig gebunden hatte.

Schneider wurde es schwarz vor den Augen.

Am Straßenrand lag ein Steinhaufen, wohl aus der nahen Baugrube. Er ließ sich auf einen Findling nieder; als Kälte in ihm hochkroch, hob er die Tasche auf, zog sie an die Brust und ließ sich zurückfallen, bis der Holunderstamm Halt gebot. Im Märchen hieß er «Hollerbusch». Schneider schloß die Augen, und eine Dolde neckte sein Gesicht. Sie duftete nach Kindheit.

«Wie geht es Ihnen?»

Er schrak auf. Die Tasche an sich gepreßt, hockte er auf nacktem Boden vor dem Gittertor und hielt eine Holunderblüte in den Fingern. Hatte ihn jemand niedergeschlagen? Entfernten sich hastige Schritte in den Wald?

Aber die Schritte liefen immer weiter. Es war sein eigener Puls.

«Personenunfall». Der Schock hatte ihn eingeholt. Hatte er geweint? Aber was über sein Gesicht lief, war Regen. Die Holunderdolde wirkte schlaff. Er mußte sie einstellen.

Mühsam kam er auf die Füße, dankbar für den Gitterzaun. An den Spitzen schimmerten noch Reste von Vergoldung. Der alte Gyr hatte den Zaun aus dem Abbruch seiner Privatbank im Seefeld gerettet. Auf dem gepflasterten Vorplatz dahinter stand Elinors roter «Laubfrosch», das Elektroauto auf drei Rädern, vom Straßenlicht entfärbt. Schneider holte die Schlüssel aus dem linken Außenfach der Tasche. Wenn er reiste, hielt er auf Ordnung. Die Föhrenzapfen auf dem Vorplatz waren der endgültige Beweis, daß Elinor noch nicht zurück sein konnte. «Sie sammelt die Zapfen schon auf, bevor sie fallen können», hatte Guy gespottet.

Vom Fuß der Steintreppe gesehen, war das Atelier nur eine dunkle Wand vor der Kieferngruppe. Gerade zogen die Positionslichter eines Flugzeugs darüber; sein Ton war kaum zu hören, denn das Grundgeräusch der Stadt ebte auch nachts nicht mehr ab.

Über gezählte sieben Stufen erstieg er die Höhe der Eingänge; eine quer stehende Pergola verband die Villa mit dem Atelier, die Granitstelen waren von Glyzinien überwachsen. Im Licht des Treppenhauses gegenüber sah Schneider die prallen Zapfen in alle Richtungen weisen. Blühten sie, so würden sie nur noch *fallen*, so dicht gedrängt, daß die Villa hinter einem lila Schleier verschwand.

Das wollte er noch erleben.

Er öffnete die Ateliertür, groß wie das Tor einer Garage, und stand im Eingangsbereich, ohne Licht zu machen. Als sich die Augen gewöhnt hatten, erschien zuerst der lange Streifen Oberlicht, darin die Silhouette der Föhrenkronen. Vor drei Jahrzehnten war die Glasflucht leer gewesen, und in klaren Nächten hatte man noch Sterne gesehen. Als er zum zweiten Mal einzog, schaute die Föhrenkrone herein; inzwischen hatte sie zurückgeschnitten werden müssen, sonst hätte sie den Raum auch am Tage verdunkelt. Dafür ließ die Zeich-

nung der Äste den erloschenen Nachthimmel heller aussehen, als er war.

Allmählich traten auch drinnen immer mehr Einzelheiten hervor: die Schlafgalerie an der Hinterwand, die Zählung der Treppe, die hinaufführte; links an der langen, hohen Wand die Kassetten des Gestells, an dem die Leiter lehnte. Mitten im Raum eine dunkle Gruppe: der Schaukelstuhl, der runde Kaminofen, von dem ein geknicktes Rohr zum Dachstuhl hinaufstieg; die flachen, runden Schalen für das Brennholz. Nach den ersten Schritten zeigte sich auch der bisher von der Schrankflucht verdeckte Hinterraum, Schneiders Winkel, in dem er kochte, aß und arbeitete. Am fernen Ende der langen Werkbank glomm, zwischen Bücher- und Papierstößen, das grüne Licht des Rechners.

Zuvorderst aber lag ein Blatt Papier.

Er knipste die nächste der Stablampen an, die den Tisch wie Hafenkranne umstanden, und las, kurz geblendet, in Elinors von Rand zu Rand huschender Handschrift:

Willkommen, tapferes Schneiderlein. Vermuten Sie mich irgendwo in der Norddeutschen Tiefebene. Eine Seminarteilnehmerin bat mich, eine Weile bei ihnen zu wohnen. Sie haben einen 17jährigen Sohn, der die Schule verweigert. Der Vater heißt Niethammer und ist Historiker wie Sie. Ich habe Ihnen noch etwas in die Tiefkühltruhe getan, das Sie essen müssen. Guy war zwei Tage hier, wann er aus dem Tessin zurückkommt, wußte er noch nicht. Vergessen Sie nicht, die Kamelien zu wässern, der März war bisher zu trocken.

Herzlichst: Ihre pilgernde Törin.

Fröstelnd stellte Schneider seine Tasche auf den Tisch. Er mußte Feuer machen. Aber als er beim Ofen ankam, ließ er sich auf den Schaukelstuhl fallen, streifte die Schuhe ab und zog die Beine an den Leib.

Die Bewegung brachte das Möbel aus dem Gleichgewicht, als

stieß er ein altertümliches Uhrwerk an, das auf seinen Wink stotternd zu laufen begann, eigenmächtig und doch empfindlich für jede Verschiebung seines Körpergewichts. Unsicher, ob er sich wiegte oder gewiegt wurde, begann er die Unfestigkeit seines Zustands als Wohltat zu empfinden. Guy hatte den Stuhl des alten Gyr das letzte Perpetuum mobile genannt, aber die Herkunft der Energie sei dunkel; er empfehle nicht, sich darin zu wiegen, schon gar nicht in Sicherheit.

Wenn die Kinderfrau Märchen erzählte, hatte sie ihn auf dem Schoß gewiegt, lange stumm, als müsse sie erst Atem holen, um die Worte aus der Tiefe des Schweigens zu lösen. Dann kamen die richtigen Namen zum Vorschein. Er war das tapfere Schneiderlein, und sie hieß *Alcina*. Das durfte er nicht weitersagen. Aber nun war sie tot.

Nun heißen Sie ja wirklich Schneider, sagte Elinor, wie ging das zu? Ihr Stiefvater hieß doch Butz und war Pfarrer.

Er hat mich so wenig adoptiert wie ich ihn. Als Findling bekam ich einen Amtsvormund, der nannte mich Schneider – das hat ihm die Kinderfrau eingesagt. Sie war eine Fee. «Schneiderlein» hieß ich nur für sie.

Die Zärtlichkeitsform.

Besonders zärtlich war sie nicht. Feen können grausam sein. Meine hat mich verlassen, bevor ich zur Schule ging, nur die Märchen sind mir geblieben.

Und ein Schatz.

Von dem darf ich nichts wissen.

Aber Sie leben doch davon. Und ich auch. Er zahlt Ihre Miete.

Wenn ich anfrage, dem Schatz etwas nachzufragen, versiegt er.

Wenn es schmutziges Geld wäre?

Das ist es wohl, deshalb soll ich es auch nicht berühren. Darum kümmert sich der Zwerg, ein Herr Lutz. Er zahlt meine Rechnungen und Steuern. Es macht ihm nichts aus. Gegen Geld ist er immun.

Ihre Fee hat ihn gut ausgesucht. Ich liebe Ihre Märchen, aber ich fürchte, gegen die Herkunft Ihres Reichtums ist das Bankgeheimnis ein Kinderspiel.

Geld ist ein Kinderspiel, sagte Schneider, aber wenn man ihm nachfragt, wird es mörderisch.

Elinor war einmal märchensüchtig gewesen; das war in der Zeit, als sie sich von allem losgesagt hatte, was zuvor ihr Leben gewesen war. Auch sie hatte ihren Vater nie gekannt, und ihre Mutter war zur bösen Stiefmutter geworden und dann ganz verschwunden. Ihre Großeltern hatten sie erzogen, und als sie starben, hatte sie auf der Suche nach ihrer wahren Geschichte zu Rudolf Steiner gefunden. Als junge Frau hatte sie sich in eine Helfer-Ehe verirrt und daraus nicht zurückziehen können, ohne ihren Glauben an sich selbst zu verlieren. Und das durfte nicht einmal wahr sein. Denn inzwischen war sie selbst Eurythmie-Lehrerin an einer Steiner-Schule geworden, und ihre Schüler hatten Anspruch auf ein Vorbild, dem das Leben gelingt.

Da war auch ihr eine Fee zu Hilfe gekommen, in Gestalt einer bisher unbekanntenen Tante, und hatte Gnade und Unheil über sie regnen lassen. Denn mit Alices Hilfe hatte sie zwar ihren leiblichen Vater gefunden, aber nur, um ihn nun erst recht zu verlieren, für immer. Dann hatte ihr Alice auch noch die Liegenschaft im «Auerhahn» übertragen, um sich selbst daraus zurückzuziehen, aber zuvor energisch dafür gesorgt, daß das Atelier, Arbeitsplatz und Sterbehaus ihres unglücklichen Bruders wieder besetzt wurde, durch einen Wächter ihrer Wahl – Schneider, als wäre er ganz der Rechte, die Familie Gyr von ihrem Fluch zu erlösen.

Mit siebzig Jahren war Alice doch noch liebenswürdig geworden, wenn sie liebte. Aber ihre Hinterbliebenen und hoch Begünstigten wurden kein Paar. Was sie verband, war etwas anderes – und wenn Elinor dazu neigte, es zu verklären, wie es ihre Art war, kam ihr ein Dichter zu Hilfe, den sie aus ihren anthroposophischen Lehrjahren

mitgenommen hatte. Er trug den zauberhaften Namen Morgenstern, und Schneider kannte nur seine «Galgenlieder», Elinor aber auch die letzten Gedichte, in denen der schwarze Humor beseelt und vergeistigt war:

*Von zwei Rosen / duftet eine / anders als die / andre Rose.
 Von zwei Engeln / mag so einer / anders als der / andre schön sein.
 So in unzähl- / baren zarten / Andersheiten / mag der Himmel,
 mag des Vaters / Göttersöhne- / reich seraphisch / abgestuft sein.*

Göttertöchter waren für ihren Geschmack immer zu kurz gekommen, und in Schneiders Märchen fand sie sich wieder. Da werden verlassene Kinder zu Geschwistern. Waren sie nicht beide, Elinor und Schneiderlein, ausgesetzt im tiefen Wald, von armen Eltern, die ihre Kinder nicht mehr ernähren konnten oder wollten? Erzählte Schneider «Hänsel und Gretel», so fühlte Elinor sich bei der Hand genommen. Man kann seinen Hunger nicht stillen, und der tiefe Wald nimmt kein Ende; man hat nichts in der Hand als eine andere Hand. Aber wieviel besser ist das als nichts! Nur muß man sich dann auch noch *hüten*, vor Lebkuchenhäusern zum Beispiel. Eine Weile hatte sich Hänsel, das gebrannte Kind, gefürchtet, selbst mit einem Lebkuchenhaus verwechselt zu werden. Aber dann zerstreute sich seine Sorge – wenn es denn eine war –, mit Hilfe eines anderen Märchens, desjenigen vom «Mädchen ohne Hände». Als er es erzählte, brach Elinor in Tränen aus. Heute sei ihr letzter Schultag gewesen.

[...]